

In memoriam Jonas Geist

Am 6. Januar 2009 ist Jonas Geist verstorben. Statt durch einen Nachruf an ihn zu erinnern, wollen wir ihn noch einmal selbst sprechen lassen. Wir haben hierzu einen Beitrag ausgewählt, den er zum zweihundertjährigen Gründungsjubiläum der Berliner Bauakademie geschrieben hat. Wir haben ihn leicht gekürzt und auf die 1968er Zeit fokussiert. Er sagte selbst, es sei „Ein erinnernder Gang zurück in die Arme der Technischen Universität Berlin“. Seinen resümierenden Blick, den er mit Hinweis auf die sich ankündenden Gebrechen des Alters beginnt, schließt er selbstironisch mit einem Motto von Gottfried Benn: „Wir brauchen Berichte von nicht in Anstalten befindlichen Alten“. Sein klarer analytischer Verstand wird uns fehlen.

Vorbemerkung

Man denkt, es liegt innerlich alles vor, ist geordnet, wo im Gehirn doch so viel Platz ist. Man beginnt Schubladen aufzuziehen, Fotos herauszukramen, Aktenordner aus dem ehemaligen Luftschuttkeller zu holen und gerät wie ein Maulwurf in ein Stück eigener Geschichte und muß mit dem Rücken das Erfahrene an die Oberfläche drücken und in Worte gießen. Man findet zwar gelegentlich einen Leckerbissen, gerät an Wurzeln und unvereinbare Daten, die sich an den Erinnerungsrückständen stoßen, gewinnt aber doch allmählich Land.

Das Ergebnis liegt nun lesebereit vor Ihnen, besser neben Ihnen wie in einer alten Ehe und zu der Lesestrecke hat sich jenseits der historischen Mittelritze noch eine Bildstrecke gesellt aus Zeichnungen und Dokumenten, die das Ganze belegen so gut es geht. Denn eine wissenschaftlich abgesicherte Arbeit mit gelehrten Anmerkungen gespickt ist das nicht, eher ein Feuilleton, also ein Stoß Blätter, die der Wind aufgewirbelt hat. Tatsächlich erweisen sich diese Jahre als biographischer Knoten, Bündelung von Interessen, auf dem Wege zu dem Berufsfeld Architekt. Das sage ich heute, wo ich die ganze



Diplomwurf von Jonas Geist, Neubau Deutsches Archäologisches Institut, Grundriss, 1965

offizielle Berufsstrecke durchwandert habe und sich übergroß oder besser mauselochklein der dritte Abschnitt meldet, den die Franzosen das *Troisième Age* nennen, mit dem man jetzt fertig werden muß. Die Vorwarnungen mehren sich.

Das 68er Feld

Als Diplomarbeit entwarf ich einen Neubau für das Deutsche Archäologische Institut, das in der Villa Marie v. Bunsens im Kielganviertel untergebracht war, von wo es in die Villa Wiegand in Dahlem zog, ein elegantes Haus von Peter Behrens mit der angenehmsten Treppe, die ich kenne. Den Sekretär des Instituts kannte ich aus den Antiquariaten um den Nollendorfplatz, wir kamen ins Gespräch und entwickelten ein Raumprogramm für ein neues Institut an alter Stelle meinem neuen Wohnort gegenüber, denn die große Backsteinvilla mit eigenem Tennisplatz hinterm Haus war baufällig gewesen und abgerissen worden. Was mir heute unfaßlich ist: Gleichzeitig arbeitete ich im Büro, um Geld zu verdienen, an der Dissertation und entwarf das archäologische Institut. Ich nahm es wörtlich, versuchte „Dorisch – Jonisch – Korinthisch“ als „Masse – Gliederung – Filigran“ umzusetzen, um mich mit diesem verrückten Entwurf von dem Studium zu verabschieden.

Ich biß in den gestalterischen Teppich und löste damit bei Ungers und auch bei Kleihues eine kurze archäologisierende Mode aus. Die Pläne waren in Schatten gelegt mit Hilfe eines Schraffierapparats nach der wahren Höhe über dem Boden, so dass das entworfene Gebäude selbst eher einem archäologischen Befund glich als einer Architektur der Gegenwart.

Bei der Diplomvorstellung schon in dem neuen Gebäude spaltete das Projekt die Professorenschaft: Frau Hammerbacher, die Gartenarchitektin war begeistert, obwohl kein einziger Baum zu sehen war, und Ungers war dagegen, weil er neidisch war, denn ich war nicht sein Schüler, und er konnte mich nicht gleich vereinnahmen. Hermkes, mein Entwurfslehrer, der zwischen seinen Erfahrungen der 20er und 30er Jahre hin und herschwankte, wirkte verstört, konnte mit diesem dann auch noch in Backstein gedachten norddeutschen Ungeheuer nichts anfangen. Er kämpfte um Eleganz in Beton, um Leichtigkeit mit höchstem Aufwand, wie er es in der Blumen großmarkthalle in Hamburg bewiesen hatte – wenngleich im Geiste Nervis.

Der Stempel des Diplomprüfungsamts trägt das Datum 10.10.1965, wir befinden uns also schon in der Inkubationszeit der 68er. Die Meute,

die 4 Jahre später wegen der Entlaubung Vietnams durch die Amerikaner aus der Luft auf die Straße ging, begleitet von drei Phänomenen, die man nicht unterschätzen darf: Eine Erfindung, die folgenlosen Geschlechtsverkehr erlaubte zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte, dann durch Import von Drogen aus eben diesem Amerika als bewährtes Destabilisierungsmittel und durch menschlich-intellektuelle Importe aus Westdeutschland in Form der Bundeswehrflüchtlinge. Sie waren ein gravierender Punkt im Vorfeld von 68, der sich verband mit dem Fehlen der polizeilichen Sperrstunde in Westberlin, die das Nachtleben der kommenden Jahre erst ermöglichte und das gesellschaftliche, klassentopographische Feld Westberlins – Ostberlin mußte sich einmauern – sehr schnell veränderte. Fast hätte ich die musikalische Revolution aus dem noch in Resten proletarischen England vergessen, die uns in Beatles-, Stones- oder Doors-Fans teilte.

Ich verließ mit diesem abschließenden Entwurfsprodukt die Hochschule und arbeitete danach Jahre in diversen Büros, lange bei Kleihues & Moldenshardt, die damals ein kleines Büro am mittleren Kurfürstendamm nahe dem Olivaer Platz unterhielten, und später leider in Folge von Entfremdung auseinandergingen.



Titelblatt des Manifestes zur Protestausstellung „Diagnose zum Bauen in West-Berlin“, 8.–20. September 1968

Dort habe ich erst richtig entwerfen gelernt und geriet über sie in Gesellschaft. Sie machten Wohnungsbau im großen Stil für die neuen Großsiedlungen am Stadtrand und Wettbewerbe wie den für das Ruhwald-Gelände, für das ich die Grundrisse zusammenbaute.

Raum A 507

1968 brachte mich auf andere Weise wieder in die TU. In diesen Jahren überschlug sich alles. Ich baute zusammen mit Volker Theissen, der auch an der TU studiert hatte, ein Arbeitnehmerwohnheim in Hermsdorf mit 100 Appartements, einem Treppenhaus mit Oberlicht und begehbaren Installationsschächten, einer Dachterrasse und einer Hausmeisterwohnung, von der aus man den Hauseingang nicht sehen konnte.

Der Bund Deutscher Architekten nahm damals junge Mitglieder auf, wir forderten eine kritische Ausstellung zum Bauen in Westberlin und wollten die Mittel für diese Aus-

stellung vom BDA haben, der selbst eine plante über die Arbeit junger Architekten in Westberlin; die in einem Heft der Deutschen Bauzeitung Gelegenheit bekommen hatten, sich vorzustellen. Diese Selbstdarstellungen auf jeweils einer Doppelseite war gleich der erste Konfliktstoff in der Gruppe, die sich ausgehend von Assistenten der TU im allgemeinen sich politisierenden Feld berufsspezifisch zu bilden begann. Wir skandierten damals, „Borne, Dütt und Eiermann, laß auch mal die andern ran!“

Wir trafen uns zuerst in der Wohngemeinschaft von Baller am Kurfürstendamm Nr. 214. Dort wohnte auch Frauke Fischer, an die ich gerne denke, und im Berliner Zimmer hinterm Paravan Ingrid Krau – später dann im Raum A 507 in der Architekturfakultät, um eine solche kritische Ausstellung in größerer Runde vorzudenken. Der Scharoun-Anbau für Bibliothek, Hörsäle und Planersaal war im Bau und bot sich als Ausstellungsrohbau an.

Parallel zu anderen Berufsgruppen, die sich zusammenfanden, um über die politischen Verhältnisse in ihrem Berufsfeld zu diskutieren und politische Forderungen zu stellen. Die politische Bewegung ging von der FU aus, aber auch die anderen Bildungseinrichtungen wurden hineingezogen und der Tod von Benno Ohnesorg am 2. Juni 67 war auch für mich der Auslöser der Politisierung. Mit ihm zerbrach das bis dahin nicht in Frage gestellte Verhältnis zum Staat.

Wir tagten regelmäßiger. Architekten, Architekturstudenten und Assistenten, die Planer kamen dazu, bildeten Arbeitsgruppen, entwarfen eine Ausstellung und ein begleitendes Diskussionsprogramm, malten Plakate, druckten Flugblätter und übersetzten die Ergebnisse in einen Katalog, der in der kleinen Druckerei, in der Charles Guggomos den Extradienst produzierte, zusammengelegt wurde ... Diesen kleinen Katalog stellte ich mit Helmut Meier zusammen, es war auch für mich die erste Publikation. Holtfreter machte das Plakat, ein Manifest wurde verabschiedet, und man mußte sich bekennen.

Im letzten Moment erschien noch eine Abordnung des BDA, ich glaube es waren Dübbers und Borne, die den Inhalt noch mal kontrollieren wollten. Auch den Versuch, den Einmarsch in die CSSR als Vorwand zu nehmen, die Ausstellung abzublase, konnten wir überwinden. Zu der im Manifest geäußerten Abschaffung des Berufsbeamtentums stehe ich heute noch, es macht die Hochschule zu einer Immobilie, wie ich es in späterer Praxis verfolgen konnte.

Ausstellung und Diskussionsveranstaltung im Rohbau fanden statt und waren sehr besucht. Mit großen Schriftzügen hatten wir die verglasten Treppenhauswände zum Platz im Neubau genutzt, die Verkehrsteilnehmer auf uns aufmerksam zu machen. Wir hatten Sympathisanten auch bei Bau-Wohnen, und unsere Verflechtungstabellen der leitenden Herren und die vehemente Kritik am MV, dem Märkischen Viertel, wirbelte Staub auf. Einige bekamen das in ihrer Berufspraxis zu spüren.

Planungskollektiv Nr.1

Unmittelbare Folge dieser gemeinsamen Erfahrung, die bald verrauchte, aber von den Einzelnen nicht vergessen ist, war, dass die, die sich durch die Teilnahme am Wettbewerb für

die Universität Bielefeld kennengelernt hatten, ein Büro gründeten, eine Maßnahme, die verbunden war mit einem folgenreichen Kauf eines Mietshauses in der Stresemannstraße, dessen beide tiefe Seitenflügel wir erhalten wollten. Denn wir waren damals gegen die Abrißpolitik des Senats, nur noch die Vorderhäuser stehen zu lassen und im Vollzug uralter sozialdemokratischer Positionen alles Undurchsichtige beseitigen zu wollen. Die Stadt sich vorzustellen als berechenbare Blockrandbebauung reichte uns nicht.

Die Gründer waren drei Assistenten der TU, zwei Architekten und noch zwei Studenten. Wir nahmen ein Büro im Hinterhaus Kurfürstendamm Nr. 234 und wollten eine Genossenschaft bilden, was rechtlicher und vor allem steuerrechtlicher Unsinn war, und suchten eine andere Praxis, die schadensfrei sein sollte und sozialistische Ziele avisierte. Unser Tagungsort war das wunderbare Café Schilling, in dem es so gut roch, weil im Souterrain die Torten gemacht wurden. Das Café ist zwar noch da, aber nur als denkmalgeschützte Hülle, in der heute Jeans an den Mann und die Frau gebracht werden.

Der Bau, der uns zusammenschweißte, war ein Exportbau in die DDR, ein Restaurant im Kulturpark Plänterwald, ein Auftrag, den uns Prof. Nedeljkov vermittelt hatte.

Wir bekamen alles um die Ohren, was man kriegen konnte, und in das gemeinsame Büro brachten alle Aufträge ein, der eine aus familiären Verhältnissen eine Wohnanlage, ich eine Wohnanlage für Bundes- und Postbeamte in Schmargendorf und alle zusammen gewannen wir den Auftrag für die Laborschule- und Oberstufenkolleg an der Bielefelder Universität, die Hartmut von Hentig als pädagogische Versuchsschule ins Leben gerufen hatte. Das alles wurde gebaut und funktioniert. Die Residenzpflicht vertrieb einen Teil der Gruppe auf Jahre nach Bielefeld, mich trieb es aus dem Beruf und an die Universität zurück, als sich die Gelegenheit bot, denn mein Kopf war nicht genug beschäftigt. Auch wenn ich heute lieber schreibe, so trauere ich dem Tätigkeitsfeld doch nach und suche immer kleine Gelegenheiten, auch zum Stift zu greifen. Schön ist, daß die Kerngruppe dieser Gruppierung immer noch befreundet ist und einige weiter ein gemeinsames Büro betreiben. Es ist ein

Büro gewesen neben anderen, die aus dieser politischen Aufbruchstimmung hervorgegangen sind, die in alle bis in die privatesten Verhältnisse ihre Schatten warf.

Disser- und Habilitation

Als letzten Entwurf quälte ich mich – schon seit Juli 1965 mit der Dissertation über glasgedeckte Passagen bei Ernst Heinrich beschäftigt – selbst mit dem Entwurf einer Passage herum, die parallel zum Kurfürstendamm die Blöcke durchschneiden sollte, genau so wie später Frau Kressmann eine baute.

Das erste ernsthafte Exposé für die Dissertation datiert vom 11.1. 1966. Die Arbeit zog sich über 5 Jahre bis 1969 hin. Im gleichen Jahr war die Prüfung, und im Jahr darauf wurde der Textteil erweitert um den Katalog im Prestel-Verlag in München veröffentlicht, und ich erlebte dort, wie ein Buch entsteht.

Das Buch läuft als Buchtitel bis heute, wurde irgendwann als Paperback herausgebracht, erlebte eine englische und eine französische Übersetzung, leider keine italienische, denn die Galleria Vittorio Emanuele in Mailand, in der ich schon als Schüler war, war wahrscheinlich die Passage, die das Thema in mir auslöste. Zu den Neuauflagen schrieb ich immer neue Vorworte. Dieses Buch geriet bei der nächsten Konjunktur in die Hände der Architekten und löste eine Renaissance dieses in dem Paris-Balzacs entstandenen Bautyps aus.

Heute gehört es zum guten Ton, für jeden Ort, der sich als Stadt bezeichnen darf, eine Passage sein eigen zu nennen, auch wenn das Gebilde den Namen nicht immer verdient. Ein ganzes Regal voll Literatur ist zu dem Thema erschienen. Mein eigener Entwurf blieb Fragment, ich wollte zuviel hineinlegen. Doch meine typologischen Listen zu diesem Bautyp haben auf ihre Weise Schule gemacht. Das Thema beschäftigt mich immer noch, zumal es einen so weitgehenden literarischen Reflex hinterlassen hat.

Die Habilitation an der TU folgte später mit dem Thema „Cottage oder Kaserne“ als Unterbringungsform des Industriearbeiters, das den Statiker des Fachbereichs, der auf den

Namen Breitschuh hörte, dazu veranlaßte, mich für eine Blamage der TU zu halten, die sich damals mit Forschung am Fachbereich Architektur wahrlich nicht brüsten konnte.

AssProf.

Irgendwann wurden – wieder nach angelsächsischem Muster – an der TU Assistenzprofessorenstellen eingerichtet, um eine Weiterqualifizierung in der Lehre zu ermöglichen. Ich bewarb mich auf die Stelle für Architekturtheorie in dem Moment, wo meine Dissertation als Buch erschienen war.

Ich hatte die Verpflichtung, 2 Stunden Vorlesung zu halten; und begann mit einer „Geschichte der baulich-räumlichen Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft“ in einem kleinen, steilen Hörsaal im Institut für Heizung und Lüftung hinter der Scheibe der Archfak, das Moldenshardt für Poelzig entworfen hatte.

Erst schrieb ich alle Vorlesungen, dann traute ich mich irgendwann frei zu reden, nachdem ich mich zu Hause mit Stoff vollgepumpt hatte. Die ersten drei Semester mit der Ur-geschichte habe ich als Vorlesungsmanuskript vervielfältigt, im Feudalismus blieb ich dann leider verständlicherweise stecken.

Wenn ich heute die Ordnermasse zu dieser Vorlesung sehe, bedaure ich zutiefst, daß ich nicht die Kraft aufgebracht habe, meine Studien durchgehend zu formulieren. Fünf Jahre und dann nochmal 2 Jahre verlängert ging diese Tätigkeit.

C4 ein paar Häuser weiter

Ich bewarb mich später auf die C 4-Professur für Geschichte, Theorie und Kritik der Architektur in der Hochschule der Künste als Julius Posener ging, eine Stelle, die ich noch eine Weile inne habe, auf die ich mich aber ganze 5 Jahre beworben habe.

Man war sich meiner Person und meiner Einstellungen so unsicher, dass ich einen regelrechten Positionskrieg im dortigen Fachbereich auslöste, über den man heute nur lächeln kann. Wenn ich die damaligen Protokolle lese, weiß ich nicht, warum ich so gefährlich sein sollte.

Buchstäblich im letzten Seminar an der TU über „Berlin in der Literatur“ lernte ich Klaus Kürvers

kennen, mit dem ich das Projekt zur „Geschichte des Berliner Mietshauses“ begann, das 14 Jahre gedauert hat, und dessen Ergebnis in 3 Bänden vorliegt, die auch im Prestel-Verlag in München publiziert worden sind und auf ihre Neuauflage warten. In der TU lernte ich auch gleichzeitig Joachim Krause kennen, mit dem ich in eine mehrjährige Arbeit für den WDR geriet. Er wollte unseren Katalog der Diagnosen im Voltaire-Verlag publizieren, woraus aber nichts wurde.

Wir produzierten gemeinsam eine „Geschichte der Arbeiterwohnung“ unter dem Titel „Küche, Stube usw.“ in 5 Folgen und dann noch mal drei Filme zum „Neuen Frankfurt“, eine Arbeit, die uns an den Rand unserer Existenz brachte und doch uner-setzliche Erfahrungen mit dem Medium Film, einer großen Senderanstalt und der Realität brachte, gewissermaßen Baugeschichte mit lebendigen Menschen.

Nachbemerkung

1957 bis 1978, zwanzig Jahre in den Armen der TU, der ich mich – in dem Moment, wo der von mir und anderen begründete FSP „Forschungsschwerpunkt für Geschichte und Theorie von Bau, Raum und Alltagskultur“ aufgelöst, die HdK wieder in Fakultäten und Institute umgerüstet wird, und die Räume von der HdK gekündigt wurden – weiter verbunden fühle.

Es war ein existentieller Knoten für mich mit Studium, Disser- und Habilitation, politischen Gehversuchen und erster Lehrerschaft, das ist schon viel, aber nichts Besonderes. Dazu kommen die vielen Menschen, Physiognomien, denen man begegnet ist bei recht statischen örtlichen und friedlichen politischen

Verhältnissen bis zur Wiedervereinigung ohne einen Schuß. Da ist es anderen ganz anders ergangen. Die fehlende Ausbildung an der Waffe und die strikt zivile Lebensführung empfinde ich als Geschenk.

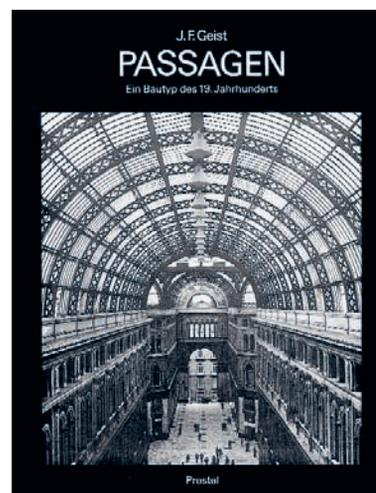
Erst Jahre später kam noch einmal die Beschäftigung mit einem Thema: Schinkels Bauakademie, die ich als Student noch fotografiert hatte – Ich wurde gefragt, ob ich Lust hätte, für die Reihe „Kunststücke“ im S. Fischer Verlag etwas zu schreiben. Ich habe geantwortet, ja, über „Die Bauakademie“. Ich hatte zu ihr als Institution wie als Backstein- und Terrakottaafreak aus Lübeck eine doppelte Beziehung.

Nach 2 Jahren Arbeit, die in Venedig begann, und nachdem ich das Thema dreimal anders geschrieben hatte, kam das kleine Taschenbuch 1993 raus. Es hat zwei Auflagen gesehen. Bis heute hat sich keiner gefunden, der die Bauakademie wiederaufbauen will trotz der Gründung mehrerer Vereine. Beziehungen zu Kohl reichen eben nicht mehr dazu.

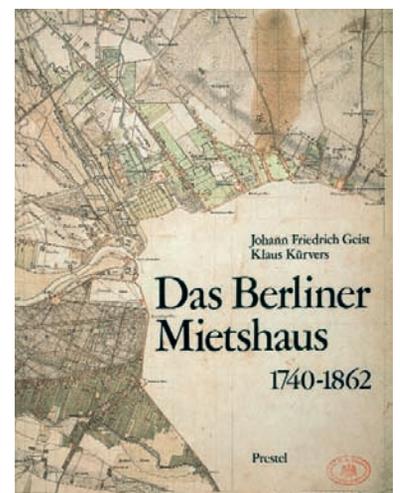
Damit haben wir den Anschluß an die Gegenwart der TU gefunden, hat mich die Gegenwart eingeholt – oder renne ich der Vergangenheit hinterher – ich weiß es nicht so genau. Jedenfalls dem Satz Benns, der für mich aus dem Westen prägend war, wie für die aus dem Osten Brecht, folgend: „Wir brauchen Berichte von nicht in Anstalten befindlichen Alten“ – hier ist ein solcher Versuch.

Jonas Geist

aus: „1799 – 1999. Von der Bauakademie zur Technischen Universität Berlin. Geschichte und Zukunft – Aufsätze“, hg. v. Karl Schwarz, Ernst & Sohn Verlag, Berlin 2000



Umschlag der 1969 im Prestel-Verlag München erschienen Dissertation „Passagen. Ein Bautyp des 19. Jahrhunderts“



Umschlag der 1980 im Prestel-Verlag erschienen mehrjährigen Forschungsarbeit „Das Berliner Mietshaus“

die stadt von morgen

Beiträge zu einer Archäologie des Hansaviertels



„Ist die Moderne unsere Antike?“ lautete eines der Leitthemen Roger Buegels für die *documenta 12*. Diese so ernst wie provokant gemeinte Frage ist nur ein Beispiel dafür, wie brisant die Auseinandersetzung mit den ästhetischen und ideologischen Prämissen unserer jüngsten Vergangenheit ist. Annette Maechtel und Kathrin Peters nahmen das 50-jährige Jubiläum eines der ehrgeizigsten Projekte des westdeutschen Wiederaufbaus als Anlass für eine umfangreiche Untersuchung zu der „stadt von morgen“ – so der Titel einer Sonderausstellung der Interbau 1957, die der breiten Öffentlichkeit das städtebauliche Konzept des Hansaviertels in Berlin vermitteln sollte. Maechtel und Peters hatten KünstlerInnen und WissenschaftlerInnen eingeladen, sich an der „Archäologie“ jener prominenten Vorzeigesiedlung der Nachkriegsmoderne zu beteiligen; die Ergebnisse dieser Untersuchung wurden im Frühsommer letzten Jahres in einer Ausstellung und auf dem Areal des Hansaviertels präsentiert und liegen jetzt in einer, das sei vorweg gesagt, hervorragend editierten und gestalteten Publikation vor.

Eine Archäologie von etwas betreiben zu wollen, das als bewohntes Quartier bis heute existiert, er-

scheint zunächst paradox. Die Idee erschließt sich aber, wenn man „Orte“ als vielschichtige Gebilde begreift, die nicht nur aus Architekturen, Straßen und Plätzen bestehen, sondern auch „aus Bildern und Texten, die die Orte beschreiben und bewerten, nicht ohne sie damit zu verändern“, wie die Herausgeberinnen in ihrem Vorwort schreiben. Die verschiedenen Autoren legen in Recherchen und Analysen das Unsichtbare und Verborgene frei, unausgesprochene historische Kontinuitäten etwa, Ambivalenzen in den Vorstellungen eines modernen Lebens, kulturpessimistische Diskurse, die einen Schatten auf den städteplanerischen Optimismus werfen, oder auch die Eigensinnigkeit der Bewohner gegenüber den ästhetisch-moralischen Erziehungsprogrammen von (Lebens)Gestaltern. Das Interesse einer solchen kulturwissenschaftlich ausgerichteten Untersuchung galt dabei nicht der retrospektiven Bewertung von Städteplanung, Architektur und Design der 1950er und 1960er Jahre, sondern vielmehr der Frage, in welcher Weise durch diese(s) versucht wurde, Gesellschaft zu steuern und zu regulieren.

Städteplanung, Architektur und Design sind in diesem Sinne selbst Medien, sie bedürfen aber der Me-

dien im herkömmlichen Verständnis, um mit Bedeutung aufgeladen und in vorgesehener Weise wirksam zu werden. „die stadt von morgen“ ist dafür ein signifikantes Beispiel: Die Interbau-Sonderausstellung sprach die Besucher bereits in den 50er Jahren mit multimedialen Displays auf verschiedenen Registern an, um ihnen letztlich, wie Sandra Wagner-Conzelmann in ihrem Beitrag argumentiert, eine „Programmatik von gestern“ zu vermitteln.

Andere Beiträge der Publikation legen dar, wie Zeitungen in einem „Bilderkrieg“ den Wettstreit zwischen Wiederaufbau Ost und West austrugen (Stephanie Warnke), wie Fotobücher mit ähnlichem Bildrepertoire mal für und mal gegen die moderne Stadt argumentieren (Kathrin Peters), wie Lehr-, Dokumentar- und Informationsfilme Konzepte in anschauliche Bilder und Erzählungen transformierten (Florian Wüst) und wie Werbeanzeigen die neuen Haushaltstechnologien wie Fernseher, Waschmaschine und Kühlschrank den traditionellen Geschlechterordnung anpassten (Hanne Loreck).

Aber auch die Grünflächen des Hansaviertels werden in der Publikation der medialen Analyse unterzogen. Diese Flächen sollten die aufgelockerte Stadt der Nachkriegszeit als kontinuierliche und neutrale Verbindung durchziehen; in sie eingelassen ist jedoch ein komplexes „Vorstellungsgefüge von Trümmer- und Ruinenlandschaft, Territorium und Natur“, wie Irene Nierhaus ausführte. Ganz buchstäblich überdeckt die Grünfläche die vom Krieg zerstörte Stadtoberfläche und verbirgt zugleich in ihrer Darstellung als „Natur“ genau diesen historischen Grund. Dass das Modell der Natur auch auf die Verkehrsplanung übertragen wurde, ist für Kathrin Peters Beispiel eines „Bio-Diskurses“ der Stadt: dieser legt die Vorstellung nahe, die Stadt könne sich „durch eine vorausschauend angelegte, städteplanerische Disposition wie ein lebender Organismus im Grunde selbst erhalten und regulieren.“ Durch die Anleitung zum Einrichten mittels Musterwohnungen und Wohnberatungsstellen sollte diese Disposition auch das Privatleben der Bevölkerung erreichen und in die richtigen Bahnen gelenkt werden. Christof Asendorf zitiert zu diesem Thema Richard Hamiltons Gründungsdokument der Pop-Art *Just what is it that makes today's home so different, so*

appealing? Die Collage stellt dabei nicht das Modell, sondern die Problemlage dar, vor deren Hintergrund Wohnziehung als Lebenserziehung für nötig befunden wurde: die Dezentrierung des ‚Heims‘ durch (künftige) Medientechnologie, die Zerstreuung der Familie (bzw. ihr gänzlich Verschwinden, denn Kinder fehlen ja signifikanterweise auf dem Bild) in individueller Freizeitgestaltung, die Vereinzelung der Menschen im Konsum. Nirgendwo tritt der konservative, zivilisationskritische Horizont der Nachkriegsmoderne jedoch deutlicher an die Oberfläche als in ihrem restaurativen Geschlechtermodell, das die Frauen wieder in die Grenzen des Hauses verwies, sei es noch so modern eingerichtet.

Die Dokumentationen der Künstlerbeiträge lassen das Hansaviertel schließlich als einen konkreten Ort mit einer spezifischen Zeitlichkeit präsent werden; vor allem zeigen sie die Widerständigkeit der Realität gegenüber dem Modell. In den Filmen von Michaela Schweiger und Dorit Margreiter kommen alteingesessene und neu zugezogene Anwohner zu Wort; sie erscheinen ebenfalls in den Aufnahmen der Interventionen von Sofia Hultén oder Martin Kaltwasser und Folke Köbberling. Was man auf diesen nur beiläufig wahrnimmt, rückt bei der Fotografin Annette Kisling in den Vordergrund: Ihre Bilder zeigen das Zusammenspiel von Natur und Architektur im Wechsel der Jahreszeiten, die alternden Fassaden und die wuchernden Grünflächen.

Der Wechsel von theoretischen Beiträgen und farblich abgesetzten historischen Einzelstudien, illustriert durch zahlreiche historische Bilder, Dokumente und Künstlerbeiträge verleiht dem Buch jene aufgelockerte Struktur, die genau das erzeugt, was die Kritiker an der aufgelockerten Stadt vermissten: Dichte. In diesem Fall eine Informationsdichte, die durch die vielen Querverweise entsteht. Und es vermag einzulösen, was man sich vom Besuch von Ausgrabungsstätten im besten Fall erhofft: dass sich im simultanen Anblick von Vergangenheit und Gegenwart Letztere deutlicher zu erkennen gibt.

Susanne Holschbach

Annette Maechtel und Kathrin Peters (Hg.), *die stadt von morgen. Beiträge zu einer Archäologie des Hansaviertels*, Verlag Walther König, Köln 2008

urbi et orbi

Das neue Porschemuseum von Delugan Meissl

Will man das neue Museum mit der S-Bahn und nicht standesgemäß mit dem Auto erreichen, ist der Weg von der Haltestelle zum Porschemuseum ein kleines Stück Arbeit. Man erreicht es nicht direkt, sondern muss von der Seite her einsteigen, genervt noch von Bauschutt und Baugerüsten, die absperrend herumstehen und einen zwingen verschiedene Umwege einzuschlagen, bis man endlich den Bahnhof verlassen kann, der gerade für die Eröffnungsfeier des Porschemuseums nachgerüstet wird. Hat man dann endlich den Vorplatz zum Museum erreicht, wird man durch dessen schiefe, zum Museum hin abfallende Ebene fast in den Bau hinein gesogen, links am Café, rechts am Porsche-Shop vorbei, geradewegs auf die Rolltreppen zu, die einen dann gegen die bisherige Laufrichtung über die „Dächer von Stuttgart-Zuffenhausen“ entführen – in den zentralen Ausstellungsraum des Museums. Von außen gesehen, wirkt dieser Ausstellungskörper nicht ohne Grund wie das futuristische Manifest einer verheißungsvollen Zukunft für das Auto, während er, von innen besehen, nichts anderes ausstellt als die bisherige Modellpolitik des Konzerns, spiralförmig organisiert, damit man Modell nach Modell chronologisch ablaufen kann. Eine darüber hinausgehende Einordnung dieser

Modellpolitik, geschweige denn eine kritische Diskussion der Zukunft des Automobilbaus.

Fünfte Fassade

Dieses Gebäude verbirgt aber noch einen Clou, der von außen kaum wahrnehmbar ist: seine fünfte Fassade. Mit ihr soll das Porschemuseum einen neuen Weltzugang demonstrieren. Bei dieser fünften Fassade handelt es sich um einen amphitheaterartigen Showroom auf dem Dach der Welt, Entschuldigung, des Hauses Porsche. Dieses Amphitheater ist halb offen, halb geschlossen ausgeführt und dient zur Präsentation der jüngsten Kreationen des Konzerns, die mit einem hierfür eigens geschaffenen Lastenaufzug nach oben transportiert werden. Dort angekommen, rollen sie majestätisch eine kurze Rampe herunter bis sie nach etwa zehn Metern zum Stehen kommen im Blitzlichtgewitter der geladenen Öffentlichkeit. Und dieses Blitzlichtgewitter soll weit über Stuttgart hinaus den Himmel erleuchten.

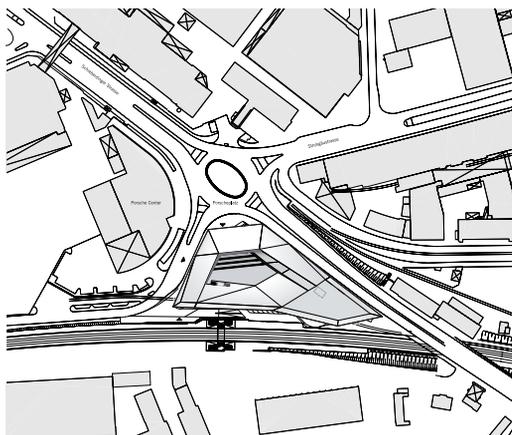
Der Bau gliedert sich in zwei Volumen und fünf Fassaden, von denen die herkömmlichen vier Seiten des Gebäudes, mit einer Ausnahme, keinen Bezug zur Umgebung haben. Bis auf ein schmales Fensterband gibt es keinen Sichtkontakt zur Außenwelt, der ausschließlich der fünften Fassa-

de vorbehalten ist: der inszenierten Dachlandschaft als Tor zur Welt (der Medien). Dieser fünfseitige Ausstellungskörper mit unterschiedlichen Weltzugängen wird getragen von einem abgesenkten Funktionskörper mit zurückgenommenem, leicht tiefer liegendem Eingang. Ein Café sowie der Shop sind beidseitig zum Eingang angeordnet. Die Werkstatt zur Wartung der Ausstellungsstücke grenzt ebenfalls hier an. Verbunden werden beide Bauvolumen durch drei überdimensionierte V-Stützen. Die Erschließung läuft über den bereits erwähnten Lastenaufzug und über einen Bereich mit Treppen und Rolltreppen, welcher im Luftraum zwischen Bühne und Unterbühne transparent ausgebildet ist und die Verbindung zwischen diesen herstellt.

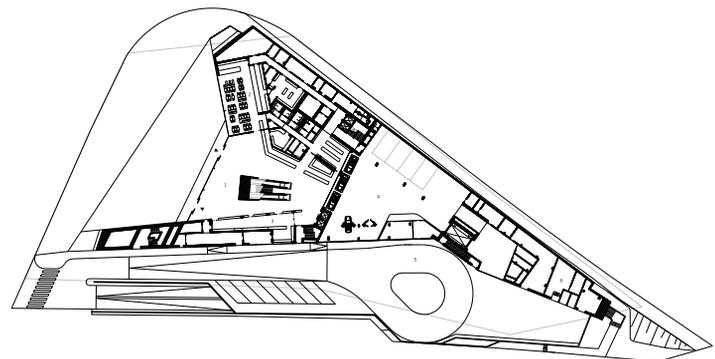
Im Ganzen überzeugt dieser Bau und hinterlässt einen zwiespältigen, aber bleibenden Eindruck – und zwar nicht aufgrund der Architektur als Ausstellungsarchitektur, sondern gerade aufgrund ihrer verborgenen städtischen Potenziale, die das Wiener Architekturbüro Delugan Meissl gegen alle Widerstände durchgesetzt hat. Denn mit diesem Bau ist es ihnen allein mit architektonischen Mitteln gelungen, einen Ort des Übergangs zwischen Stadt und Arbeitswelt zu schaffen, der beide Seiten respektiert, und dadurch die



Stadt an die Peripherie zurück holt, an der bisher nur das Gegenteil herrschte, nämlich die Logik von Produktion und Verkehr (die in diesem Fall auch noch zusammen fallen). Dadurch schaffen es Delugan Meissl, aus einem belanglosen Ort zwischen Verkehrskreisel, Bahntrasse und Anlieferstraßen ein Tor zur Autostadt Stuttgart-Zuffenhausen



Lageplan



Ebene 0



zu entwerfen, das die überkommene Bedeutung eines Werktors neu interpretiert und dadurch die neuere mediale Dimension der Architektur um ihre alte stadtbildende Dimension ergänzt. Gleichwohl wird der einzigartig baulich organisierte Bezug zur Medienwelt für Aufsehen sorgen, wenn man bedenkt, welche Wirkungen diese inszenierte Dach-

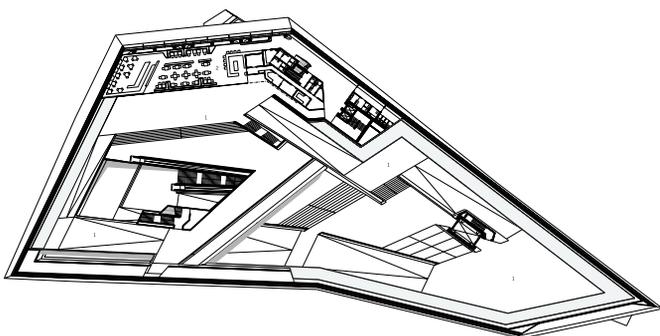
landschaft als Bühne zur Vorstellung der neuesten Modelle haben wird.

Diese Funktion als Tor zur Autostadt Stuttgart-Zuffenhausen könnte aber angesichts der bestehenden städtischen Potenziale des Baus noch verstärkt werden. Über wenige, kleine Eingriffe, wie die Öffnung des Cafés und Shops nach außen zur Aktivierung des Vorplatzes, die Öff-

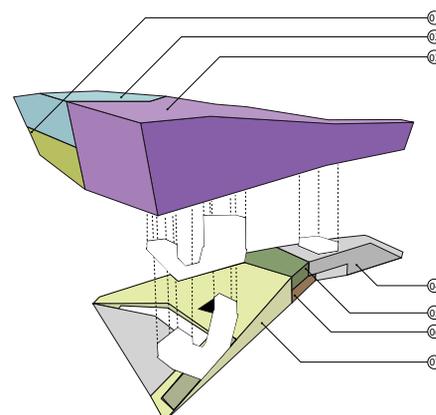
nung des Luftgeschosses zwischen Ober- und Unterbau für soziale Aktivitäten, die Öffnung des Ausstellungskonzeptes für kulturhistorische Fragestellungen, um die Zukunft des Automobilbaus im Zusammenhang von Stadt und Land zu diskutieren, und durch eine direkte Anbindung des Museums an den öffentlichen Nahverkehr würde das Porschemu-

seum nicht nur zu einem Interface zwischen Architektur und Medien, sondern auch zu einem neuen Ort zwischen Stadt und Arbeitswelt werden, an dem nicht nur über die Zukunft der Stadt und des Autos verhandelt, sondern diese auch schon ansatzweise praktiziert wird.

Nikolaus Kuhnert



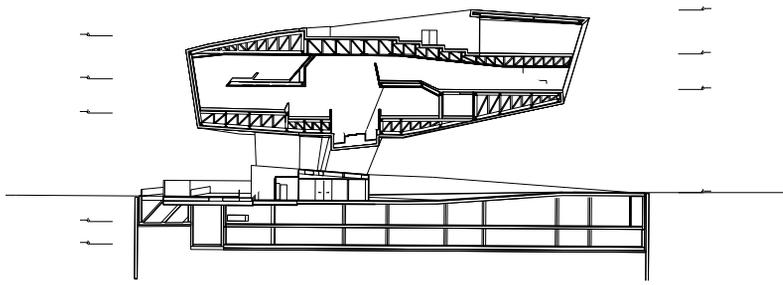
Ebene 3



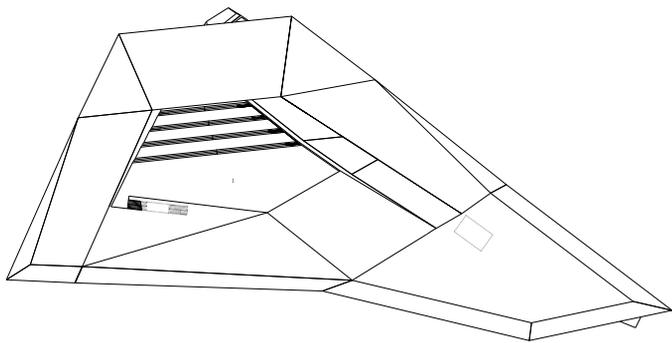
- 01 RESTAURANT
- 02 CONFERENCE
- 03 EXHIBITION SPACE
- 04 ADMINISTRATION
- 05 WORKSHOPS
- 06 BIBLIOTHEK
- 07 FOYER

Explodierte Axonometrie zeigt die Volumen der unterschiedlichen Programme

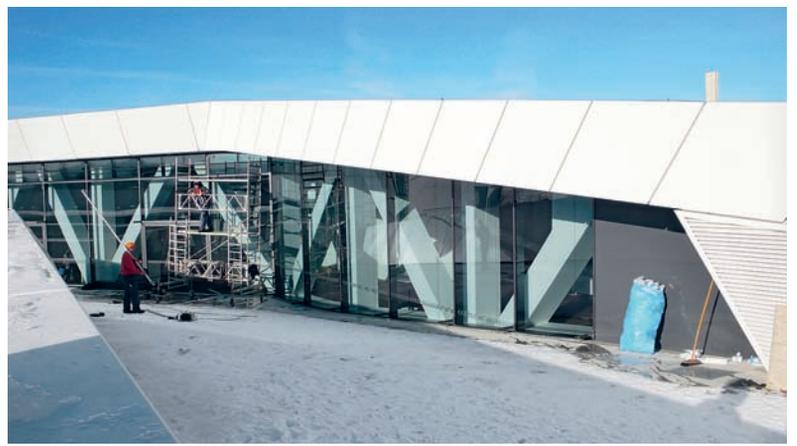
Zeitung



Querschnitt zeigt das amphi-theaterartige Dach und die voneinander abgehobenen Baukörper



Dachdraufsicht



Außenfläche des Konferenzbereichs auf dem Dach, Foto: Nikolaus Kuhnert



Zufahrt vom Fahrzeuglift zum Showroom, Foto: Nikolaus Kuhnert



Fünfte Fassade als Bühne für das Spektakel, Foto: Hertha Hurnaus



Blick in den Ausstellungsbereich
Foto oben: Hertha Hurnaus
Foto unten: Nikolaus Kuhnert

links: Die schwarzen Markierungen
der Kantenvorsprünge waren aus
Sicherheitsgründen notwendig.
Foto: Nikolaus Kuhnert